

»Es geht hier weder um Sie noch um Ihr Dorf, sondern einzig und allein um mich: Die Geschichte eines Menschen ist die Geschichte der ganzen Menschheit. Ich will wissen, ob wir gut oder schlecht sind. Wenn wir gut sind, ist Gott gerecht. Und er wird mir alles vergeben, was ich getan habe, was ich denen gewünscht habe, die mich zu zerstören versuchten, die falschen Entscheidungen, die ich in den wichtigsten Stunden getroffen habe, auch den Vorschlag, den ich Ihnen jetzt unterbreite – denn Gott war es, der mich auf die dunkle Seite gestoßen hat.

Wenn wir schlecht sind, dann ist alles erlaubt, dann habe ich nie eine falsche Entscheidung getroffen, dann sind wir bereits verdammt, und es ist ziemlich gleichgültig, was wir in diesem Leben tun, denn die Erlösung liegt jenseits des Denkens und des Handelns eines Menschen.«

Bevor Chantal gehen konnte, fügte er noch hinzu:

»Sie können beschließen, nicht mitzumachen. In diesem Fall werde ich allen sagen, daß ich Ihnen die Gelegenheit gegeben habe, allen zu helfen, Sie sich aber geweigert haben, und ich werde selber den Vorschlag machen. Wenn sie beschließen, jemanden zu töten, kann es durchaus sein, daß Sie dann das Opfer sein werden.«

Die Bewohner von Bescos gewöhnten sich an die Routine des Fremden: Er stand früh auf, nahm ein kräftiges Frühstück ein und brach dann zu seinen Wanderungen in die Berge auf, obwohl der Regen, der zwei Tage nach seiner Ankunft angefangen hatte, nicht wieder aufhörte, später zu Schneeregen mit einigen seltenen Aufheiterungen geworden war. Er aß nie zu Mittag, sondern kam erst am frühen Nachmittag ins Hotel zurück, schloß sich in seinem Zimmer ein, um, wie alle annahmen, zu schlafen.

Sobald es dunkel wurde, nahm er seine Wanderungen wieder auf, diesmal in der Umgebung des Ortes. Er kam immer als erster ins Restaurant, bestellte die leckersten Gerichte, wobei er sich vom Preis nicht irreführen ließ, wählte immer den besten Wein, der nicht unbedingt der teuerste war, rauchte eine Zigarette und ging dann in die Bar, wo er sich schnell mit den Stammgästen anfreundete.

Er hörte gern die alten Dorflegenden, in denen von Generationen die Rede war, die einst Bescos bewohnt hatten (jemand sagte, daß der Ort früher einmal sehr viel größer gewesen sei als heute, wie die paar verfallenen Häuser am Rand des Dorfes bewiesen), Geschichten über die Gebräuche und den Aberglauben, die zum Leben der Menschen auf dem Lande gehörten, von moderner Landwirtschaft und dem Hüten des Viehs.

Als die Reihe an ihn kam, über sich zu sprechen, gab er ein paar widersprüchliche Geschichten zum besten, mal erzählte er, er sei Seemann gewesen, dann wieder sprach er von einer großen Waffenfabrik, die er geleitet haben wollte, oder davon, daß er sich eine Zeitlang auf der Suche nach Gott in ein Kloster zurückgezogen habe.

Auf dem Heimweg von der Bar diskutierten die Leute von Bescos darüber, ob er die Wahrheit gesagt oder gelogen hatte. Der Bürgermeister fand, daß ein Mann im Leben vielerlei sein könne, obwohl die Leute von Bescos von Kindesbeinen an wußten, wie ihr Leben aussehen würde. Der Priester hingegen meinte, der Ankömmling wirke verloren und verwirrt und sei hierhergekommen, um sich selber zu finden.

Das einzige, worin sie alle übereinstimmten, war, daß er mit Sicherheit nur sieben Tage bleiben würde. Die Hotelbesitzerin erzählte, daß sie mitgehört habe, wie er mit dem Flughafen der Hauptstadt telefonierte und seinen Abflug bestätigt hatte, merkwürdigerweise nach Afrika und nicht nach Südamerika. Anschließend hatte er ein Bündel Geldscheine aus der Tasche gezogen, um die Zimmermiete und die bereits eingekaufte und noch ausstehenden Mahlzeiten zu bezahlen, obwohl sie ihm mehrfach versicherte, sie habe ganzes Vertrauen in ihn. Da der Fremde nicht lockerließ, schlug die Frau vor, er solle doch wie die anderen Gäste mit der Kreditkarte bezahlen und das Bargeld für alle Fälle behalten. Ihr lag auf der Zunge hinzuzufügen: »Vielleicht nehmen die ja in Afrika keine Kreditkarten«, sie wollte aber nicht zeigen, daß sie das Telefongespräch mitgehört hatte und Afrika für unterentwickelt hielt.

Der Fremde dankte ihr für ihre Fürsorge, lehnte aber höflich ab.

An den drei folgenden Abenden gab er – jeweils in bar – für alle eine Runde aus. Das war in Bescos noch nie passiert, und so vergaßen sie gern seine widersprüchlichen Geschichten und sahen in ihm nur noch den großzügigen, freundlichen, vorurteilsfreien Menschen, der Bauern genauso behandelte wie die Leute aus der großen Stadt.

Die Diskussionen der Stammgäste bekamen jetzt ein anderes Thema: Wenn die Bar zumachte, gaben immer mehr Dorfbewohner dem Bürgermeister recht, der sagte, der Fremde sei ein welterfahrener Mann, der eine gute Freundschaft zu würdigen wisse. Andere hingegen waren eher der Meinung des Priesters, weil der sich in Fragen, die die menschliche Seele betrafen, besser auskannte. Für sie war er ein einsamer Mann auf der Suche nach neuen Freunden oder einer neuen Sicht des Lebens. Sei es, wie es wolle, sie hielten ihn alle für einen angenehmen Zeitgenossen, und die Bewohner von Bescos waren überzeugt, daß sie den Mann bestimmt vermissen würden, wenn er am nächsten Montag wieder abreiste.

Zudem war er ein äußerst zurückhaltender Mensch, was alle an einem wichtigen Detail festmachten. Fremde, vor allem wenn sie allein reisten, machten sich immer an Chantal Prym heran, das Mädchen, das in der Bar servierte. Vielleicht suchten sie eine flüchtige Romanze, wer weiß. Dieser Mann hingegen wandte sich nur an sie, um Getränke zu bestellen, und bedachte Chantal niemals mit verführerischen oder lüsternen Blicken.

In den drei Nächten, die auf das Treffen am Bach folgten, bekam Chantal praktisch kein Auge zu. Das Unwetter, das mal abflaute und dann wieder stärker wurde, rüttelte an den metallenen Rolläden und machte einen beängstigenden Lärm. Sie wachte immer wieder schweißgebadet auf, obwohl sie die Heizung wegen des Strompreises nachts immer abdrehte.

In der ersten Nacht war das Gute bei ihr. Zwischen den Alpträumen, an deren Inhalt sie sich nicht erinnern konnte, betete sie zu Gott und bat Ihn um Hilfe. Es kam ihr niemals in den Sinn, etwas von dem, was sie gehört hatte, weiterzuerzählen und sich zur Sendbotin der Sünde und des Todes zu machen.

Irgendwann fand sie, Gott sei zu weit entfernt, um sie hören zu können, und fing daher an, zu ihrer Großmutter zu beten, die vor einiger Zeit gestorben war. Sie hatte sie aufgezogen, nachdem ihre Mutter im Kindbett gestorben war. Mit aller Kraft klammerte sie sich an den Gedanken, daß das Böse schon einmal hier gewesen und für immer gegangen war.

Trotz ihrer persönlichen Probleme wußte Chantal, daß sie in einem Ort von ehrbaren Männern und Frauen lebte, die ihre Pflicht erfüllten, Menschen, die erhobenen Hauptes gingen und in der ganzen Gegend geachtet wurden. Aber das war nicht immer so gewesen. Bescos war zwei Jahrhunderte lang vom Schlimmsten beherrscht worden, was die Menschheit hervorgebracht hatte, und alle hatten dies als etwas ganz Natürliches hingenommen, weil sie es für die Folgen eines Fluches hielten, den die Kelten ausgesprochen hatten, nachdem sie von den Römern besiegt worden waren.

Bis das Schweigen und der Mut eines einzelnen Mannes – eines, der nicht an Flüche, sondern nur an Segnungen glaubte – sein Volk erlöst hatte. Chantal lauschte dem Scheppern der metallischen Rolläden und erinnerte sich an die Stimme ihrer Großmutter, wie sie ihr erzählte, was sich einst zugetragen hatte.

»Vor vielen Jahren lebte hier in der Gegend in einer Höhle ein Eremit, der später als der heilige Savinus bekannt werden sollte. Damals war Bescos ein Grenzposten, der von Banditen nur so wimmelte, die sich auf der Flucht vor der Justiz befanden, und von Schmugglern, Prostituierten, Abenteurern, die auf der Suche nach Gleichgesinnten waren, von Mördern, die sich hier zwischen zwei Morden ausruhten. Der schlimmste aber war ein Araber namens Ahab, der das Dorf und das Umland unter Kontrolle hatte und der den Bauern, die trotz allem darauf bestanden, auf ehrbare Weise zu leben, Steuern abpreßte.

Eines Tages stieg Savinus aus seiner Höhle herab und begab sich zu Ahabs Haus und bat, dort übernachten zu dürfen. Ahab lachte: »Wißt Ihr nicht, daß ich ein Mörder bin, daß ich schon mehreren Landsleuten die Kehle durchgeschnitten habe und Euer Leben mir nichts wert ist?«

»Doch«, antwortete Savinus. »Aber ich bin es müde, in jener Höhle zu leben. Ich würde zu gern wenigstens eine Nacht hier verbringen.«

Ahab wußte um den Ruhm des Heiligen, der genauso groß war wie sein eigener, und er ärgerte sich, denn er hatte keine Lust, seinen Ruhm mit jemand so Schwachem zu teilen. Daher beschloß er ihn noch in derselben Nacht umzubringen, um allen zu zeigen, daß er der einzige und wahre Herr im Ort war.

Sie kamen ins Plaudern, und Ahab war von den Worten des Heiligen beeindruckt. Aber er war ein mißtrauischer Mensch und glaubte nicht mehr an das Gute. Er wies Savinus einen Platz an, wo er sein Lager aufschlagen konnte, und wetzte drohend sein Messer. Savinus aber schloß, nachdem er ihm eine Weile zugesehen hatte, die Augen und schlief ein.

Ahab wetzte die ganze Nacht sein Messer. Morgens, als Savinus erwachte, fand er ihn weinend neben sich.

»Ihr habt weder Angst vor mir, noch habt Ihr mich verurteilt. Zum ersten Mal hat jemand die Nacht an meiner Seite verbracht, der darauf vertraute, daß ich ein guter Mensch sein könnte, der denen Gastfreundschaft gewährt, die es verdienen. Weil Ihr daran glaubtet, daß ich mich richtig verhalten könnte, habe ich es auch getan.«

Von diesem Tag an gab Ahab sein verbrecherisches Leben auf. Damit veränderte sich auch die Gegend, und Bescos war nicht länger ein Grenzposten voller zwielichtiger Gestalten, sondern wurde zu einem wichtigen Umschlagplatz für den Handel zwischen zwei Ländern.«

»Ja, so war es.«

Chantal brach in Tränen aus, dankte ihrer Großmutter dafür, daß sie sie an diese Geschichte erinnert hatte. Die Leute aus ihrem Dorf waren gute Menschen, sie konnte auf sie vertrauen. Während sie wieder einzuschlafen versuchte, begann sie mit dem Gedanken zu spielen, den anderen von dem Vorschlag, den ihr der Fremde gemacht hatte, zu erzählen, und sei es nur, um dessen erschrockenes Gesicht zu sehen, wenn ihn die Bewohner von Bescos aus dem Ort jagten.

Am nächsten Tag wunderte sie sich, als sie ihn das Restaurant im hinteren Teil des Hotels verlassen und in den Teil kommen sah, in dem sich die Bar, der Empfang und der kleine Laden mit den Naturprodukten befanden; dort versuchte er mit den Leuten wie ein ganz gewöhnlicher Tourist ein Gespräch anzufangen und tat so, als interessiere er sich für absolut unnütze Themen, zum Beispiel wie man Schafe schert oder wie man Fleisch räuchert.

Die Bewohner von Bescos glaubten immer, alle Auswärtigen seien vom gesunden, natürlichen Leben, das sie führten, fasziniert, und ergingen sich daher immer wieder in